

Für die Jugend.

Der weisse Spatz.

Es war ein Bauer, bei dem ging's den Krebsgang von Jahr zu Jahr mehr. Sein Vieh wollte nicht gedeihen, seine Acker trugen nicht die Hälfte von dem ein, was sie tragen mußten, während die Gläubiger fast wöchentlich zum Fenster hineinsehen und höflich zum Fenster hinausreden wollten, während die Gläubiger fast wöchentlich zum Fenster hineinsehen und höflich zum Fenster hinausreden wollten. „Es thut uns leid, Herr Rückwärts, aber wir müssen unsere Schuldigkeit thun.“ Ihre Schuldigkeit mit Bitten und Rathen und Helfen hätten auch bereits die Hausfreunde getan; aber einer nach dem andern war mit der Erklärung dahingegangen: „Dem Rückwärts ist nicht mehr zu helfen.“ Da war aber einer, der hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Wie er mit dem Rückwärts einmal allein saß, so brachte er wie durch Zufall die Rede auf die Spagen, erzählte von diesem Gewögel dies und das, wie gar erstaunlich sie sich mehrten, wie sie schlau und gefällig wären, und der Rückwärts nidte dazu und meinte, seine Weisenäher trügen seit lange nicht mehr so gut, zweifelsohne wäre der Spagenfratz daran schuld. Der Hausfreund sagte nichts dagegen und fuhr fort: „Aber Nachbar, habt ihr denn schon einen weissen Spatz gesehen? Es hält sich dieses Jahr einer in der Gegend auf.“

„Nein,“ gab der Rückwärts zur Antwort, „die hier herumfliegen, sind alle grau.“ „Glaub's wohl,“ sagte darauf der Nachbar, „mit dem weissen hat es sein eigen Bewenden. Alle Jahre kommt nur einer zur Welt, und weil er gar so absonderlich ist, so heissen ihn die andern, und er muß sein Futter suchen am frühen Morgen und dann wieder zu Nette gehen.“

„Das wäre!“ sagte der Rückwärts, „den muß ich sehen, und gelingt's, so fang' ich ihn auch.“ Am nächsten Morgen in aller Frühe war der Bauer auf den Weiden und ging um seinen Hof herum, auch ein Stücklein ins Feld hinein, ob der weisse Spatz nicht bald vom Nette käme. Aber der wollte nicht kommen, und das verdroß den Bauern, aber noch mehr, daß auch sein Gesinde nicht aus dem Bette wollte, und die Sonne stand doch schon hoch. Dazu schrie das Vieh in den Ställen, und es war niemand da, der ihm Futter gab.

„Nächst sieht er einen Knecht aus dem Hofe kommen, der trägt einen Sack auf der Schulter und will schnell zum Hofhofs hinaus; dem eilt er nach und nimmt ihm die Last ab; denn in die Mühle sollte sie nicht, sondern ins Wirthshaus, wo der Knecht viel schuldig war.“

Nach dem weissen Spagen sehend, schaut der Bauer in den Kuhstall hinein, wo eben die Milchmaid einer Nachbarin durch's Fenster die Milch zum Morgenlöffel reich, und die Milch war nicht mit des Herrn Maß gemessen. „Eine saubere Wirthschaft das!“ denkt der Bauer und wackelnd sein Vieh und erklärt, das lange Schlafen müsse ein Ende haben, aber er wolle nicht Rückwärts heissen. Und bei sich selber denkt er: Stehe ich früh auf wie heute, so muß auch das Gesinde auf dem Hofe heraus, und dabei sehe ich am Ende doch den weissen Spagen, und will's das Glück, so fange ich ihn auch.

Wie aber der Bauer das einige Wochen so getrieben hatte, da sah er nicht mehr nach dem weissen Spagen, sondern dachte allein an seinen Vorrath, und aus dem Rückwärts ward bald ein Vorwärts. Und als der Nachbar wieder kam und ihn fragte: „Wie heist's Freund, habt ihr den weissen Spagen gesehen?“ da lächelte der Bauer und brühte dem Freunde die Hand und sagte: „Besten Dank, ich habe euren Wink verstanden.“

Das Chamäleon.

Eine der merkwürdigsten Thiergeschlechter ist das in einer Art in Süd-Spanien vorkommende, sonst noch in Afrika, Asien und Australien vertheilte Chamäleon, welches zu den oft ohne Grund gefürchteten Amphibien gehört. Schon seit den ältesten Zeiten ist das Chamäleon gar viel befahlet und bewundert worden, besonders wegen des willkürlichen Farbenwechsels seiner Haut, der ihm den Namen eines Heuläfers eingebracht hat, während es doch im Gegenteil durch denselben seine feiner Gemüthsbewegungen, wie Angst, Zorn oder Vergeraderheit, der Farbenwechsel geht in der falschen, rauhen, lederartigen Haut vor

Warum es in der Türkei keine Elektrizität gibt.

In der Türkei ist der Begriff „Elektrizität“ und alles, was wissenschaftlich oder technisch damit zusammenhängt, offiziell vollständig unbekannt. Schied man z. B. an das türkische Patentamt ein Gesuch um Patentirung einer Erfindung auf dem Gebiete der Elektrotechnik, so erhält man den Bescheid, daß man dort Patente über so unbetannte Gebiete grundsätzlich nicht erteilt, und daß daher das Patentgesuch abgelehnt sei. Auf mehrfache Vorstellungen hin, die Erfinder in Folge solcher Bescheide machten, und wobei sie darauf verwiesen, daß das türkische Gesetz keinen

Passus enthalte, der ein solch ablehnendes Verfahren rechtfertige, erhielten sie privatim von Beamten die Mittheilung, daß vom „Palaste“ aus der Befehl gegeben sei, alle elektrotechnischen Patente zurückzuziehen, und daß überhaupt die Behörden offiziell nichts dieser Art zu genehmigen könnten. Der Sultan hat eben einmal eine Abneigung gegen die geheimnißvolle Elektrizität, und dagegen ist nichts zu machen. Es giebt in der Türkei keine elektrischen Bahnen, keine elektrische Beleuchtung und da, wo es welche giebt, weiß man höheren Orts nichts davon. Und das Alles im 20. Jahrhundert.

sich, welche nicht von eigentlichen Schuppen gebildet ist, sondern nur seine Körner von ungleicher Größe, in bestimmten Haufen geordnet, enthält; von solchen Körnern finden sich in jedem Quadrat Zoll der Haut fast tausend, so daß also ein erwachsenes Thier, das einen Umfang von 6 Zoll und eine Gesamtlänge von 14 Zoll hat, wovon die Hälfte auf den dünnen, Kollschwanz kommt, in seiner Haut 30–40,000 solcher Körner enthält. Ebenso merkwürdig wie dieser Farbenwechsel ist jedoch noch manches andere an diesem Thiere. Jeder Fuß gleicht zwei mit den Innenflächen zusammengelegten, an den Wurzeln verbundenen Händen; die äußere derselben hat drei, die innere zwei dünne, mit scharfen, gekrümmten Krallen versehene Gelenke; mittelfst der so gestalteten Füße und des langen Kollschwanzes kann sich das Thier an den Zweigen der Bäume festhalten, selbst wenn dieselben von heftigen Stürmen hin- und hergeworfen werden.

Die Augen sind fast ganz von den verwichenen Augenlidern bedeckt, nur das Schloch in der Größe eines Stecknadelknopfes ist frei; dabei bewegt sich jedes Auge für sich, so daß das Thier zugleich mit einem Auge nach unten, mit dem andern nach oben sehen kann. Das Maul ist ein offenes Grab für jedes Insekt, welches in die Nähe des Chamäleons kommt; ist es geöffnet, so kann man dem Thiere fast bis in den Magen sehen, ohne eine Zunge zu erblicken; man sieht nur am Grunde des Unterkiefers ein weisses, schleimiges Etwas liegen. Erbricht das Thier jedoch in seiner Nähe ein Insekt, welches seinen Appetit reizt, so schleudert es dies Etwas, das sich dann als eine runde, fleischige, im Schilde befestigte Zunge von $\frac{1}{4}$ Zoll Durchmesser zeigt, auf das Insektlos, welches an der schleimigen Masse, die den vorderen Theil der Zunge bedeckt, kleben bleibt und so in das Maul gezogen wird.

Empfehlungsbrief ohne Worte.

Auf die Annonce eines Kaufmanns, durch welche er einen Knaben für seine Schreibstube suchte, meldeten sich fünfzig Knaben. Der Kaufmann wählte sehr rasch einen unter denselben und verabschiedete die andern.

„Ich möchte wohl wissen, sagte ein Freund, warum du gerade diesen Knaben, der doch keinen einzigen Empfehlungsbrief hatte, bevorzugst?“ Er irrt, lautete die Antwort, dieser Knabe hat viele Empfehlungen. Er pugte seine Füße ab, ehe er ins Zimmer trat und machte die Thüre zu; er ist also sorgfältig. Er gab ohne Besinnen seinen Stuhl jenem alten Mann, was Sinn für das Schicksale zeigt. Er nahm seine Mütze vor der Thüre ab, als er hereintam, und antwortete schnell und sicher auf meine Fragen; er ist also höflich und hat Manieren. Er hob das Buch auf, welches ich absichtlich auf den Boden gelegt hatte, während alle übrigen das Gesangbuch zur Seite stießen und darüber stolperten. Er wartete ruhig und brangte sich nicht heran — ein gutes Zeugniß für sein anständiges Benehmen. Ich bemerkte ferner, daß sein Rod ausgebürstet und sein Gesicht und seine Hände rein waren. Kennst Du dies alles keinen Empfehlungsbrief? Ich gebe mehr darauf, was ich von einem Knaben weiß, nachdem ich ihn zehn Minuten lang gesehen, als auf das, was in Empfehlungsbriefen zu seinem Lobe geschrieben steht.“

Der Fall Chiarelli.

Kriminal-Erzählung von Dr. A. Bang.

Vor anderthalb Menschenaltern war ich junger Detektiv, in den kriminalistischen Kreisen meiner Heimat noch völlig unbetannt und ohne Aussicht, eine feste, gutbezahlte Anstellung zu erhalten. Zwar gab es im Neapel der sechziger Jahre erheblich mehr zu thun, als in der heutigen Stadt, welche die kräftigen Organe des vereinigten Königthums sehr gesäubert haben, aber nichtsdestoweniger fand ich lange Zeit hindurch keine Gelegenheit, mich irgendwie hervorzuheben. Endlich ereignete sich ein Fall, wie ich ihn lange ersehnt hatte, ein Delikt, das mich mit einem Schlag bekannt machte und von dem ich heute erzählen will, da eine kriminelle Angelegenheit sich in der Hauptstadt des deutschen Reiches abgespielt, die mit meiner Geschichte einige Berührungspunkte hat.

Unfern des weltberühmten Castell Nuovo und des königlichen Schlosses stand damals und steht noch heute der Palast der Marchese von Chiarelli, ich nenne natürlich nicht den wirklichen Namen der hochangesehenen Familie ein stolzes Bauwerk, das manches Jahrhundert überdauert hat und, von großen Abmessungen, ein ganzes Straßenviertel einnimmt. Die Vorderfront öffnet sich gegen einen kleinen, stillen Platz, an den Seiten laufen jene schmalen Gäßchen entlang, die wir „Salite“ nennen, und die rückwärtige Fassade stößt an eine der belebten Straßen, die zur Börse führen.

Hier hauste der alte Marchese Giuseppe Chiarelli als Junggeselle. Er war feinerich, galt für geistig und war das letzte Mitglied der älteren Linie; nach seinem Tode sollte das große Vermögen an den jüngeren Zweig übergehen, dessen Haupt damals der Marchese Marc-Antonio war, der als Kapitan in der königlichen Leibgarde stand. Der alte Marchese lebte sehr einfach. Er geniesste von seinem Palast nur einige wenige Zimmer in der ersten Etage der Hauptfront und wurde von einem jungen Menschen bedient, den er von einem seiner Güter in die Nähe von Neapel hatte kommen lassen. Beppo war ein guter, bescheidener Junge und genoß das volle Vertrauen seines Herrn, der sonst sehr mißtraulich war, weil er sich in jüngeren Jahren viel verzeihen hatte und wohl manche unliebsame Erfahrung gemacht haben mochte.

Eines Vormittags kam nun dieser junge Mann auf das Polizeibureau, in dem ich gerade arbeitete, und meldete, das Schlafzimmer seines Gebieters sei verschlossen und werde auch nicht geöffnet, wiewohl er des öfteren geklopft habe. Er fürchtete, dem alten Herrn könne ein Unfall zugefallen sein, und er ersuche deshalb die Polizei, das Gemach amtlich öffnen zu lassen. Ein Schloffer war bald herbeigeholt, und wir begaben uns nach dem Palazzo Chiarelli. — Beppo, der Handwerker, der Distriktskommiffar und ich. Oben angekommen klopfte der Diener mehrmals, und als wiederum keine Antwort erfolgte, öffnete der Schloffer, indem er die ganze Türfüllung um das Schloß herum auslegte; denn die Untersuchung von außen hatte ergeben, daß die Thür zwar nicht verschlossen, wohl aber von innen verriegelt worden war.

Ein entsetzlicher Anblick bot sich unseren Augen. Auf zerwühlten Kissen und zerrütteten Decken im Bett lag von Blut überströmte der alte Marchese. Eine breite Stichwunde in der Herzgegend zeigte deutlich an, daß er einem Verbrechen zum Opfer gefallen war. Wir waren alle tief erschüttert; der Schloffer brach schnell ein Gebet vor sich hin, Beppo sank in Thränen an dem Bett seines Patrons nieder. Nachdem die erste Aufregung sich gelegt hatte, gingen wir an eine genaue Aufnahme des Thatsbestandes. Der Marchese hatte offenbar die getrigte Abendzeitung noch gelesen, denn ein Exemplar des Blattes war blutbespritzt halb unter das Nachtlischchen gefallen. Die Thür, die sonst wie Beppo versichert, mittels Schlüssels geschlossen wurde, so daß der Diener morgens von außen mit einem zweiten Schlüssel öffnen konnte, war nicht verschlossen, sondern verriegelt gewesen. Ein Fensterschloß fand sich nur lose angelehnt, und ein kleines Ständchen Bindfaden war um das Fensterschloß geflochten. Von der Nordwand fand sich keine Spur, doch hatte der Thäter die Hände in der Wäscheleine gründlich gewaschen. Werthgegenstände wurden nicht vermisst, die Schränke und der Schreibtisch des Todten waren anscheinend unberührt.

Der Fall machte in Neapel Sensation. Die großen Zeitungen brachten Bilder und Biographie des Toten, die Reporter belagerten uns Leute von der Kriminalpolizei mit Anfragen, jeder Morgen brachte zahlreiche anonyme Briefe, in denen bald dieser, bald jener besudelt wurde. Der Oberkommiffar unseres Viertels leitete in eigener Person die Untersuchung. Zunächst inquirierte er den armen Beppo, der natürlich zuerst im Verdacht stand, bei der That beteiligt gewesen zu sein. Da aber dieser abweichen konnte, daß er am Abend vor der That zu einer Hochzeit beurlaubt worden war, die Nacht inmitten jener Gesellschaft zugebracht hatte und erst am Morgen des folgenden Tages, eine halbe Stunde vor seiner Meldung bei der Polizei, zurückge-

kehrt war, so fiel jeder Verdacht wieder ihn fort. Dafür wurde aber eine andere Spur sichtbar, die unsern Kommiffar sehr bestimmte. Eines Abends nahm er sich in sein Privatbureau und hielt mir folgenden Vortrag:

„Ich bin jetzt mit der Geschichte fertig, junger Freund! Sie ist gränlich, sehr gränlich! Und dabei verhältnismäßig einfach. — Ich habe den alten Grundjah im Auge: Cui prodest? („Wem nützt es?“) Nun — wer hatte Interesse am Tode des Alten? Wer hatte Interesse, daß die Chiarellischen Willkuren nicht brach und ungenüht belagen? Wer hatte Interesse, daß der Marchese bald eine Erbschaft hinterließ? Je? Ja! Sie staunen, junger Freund! Ich staune auch, aber ich nenne niemand. Und ich bin weit entfernt, zu wähnen, der Betreffende, an den ich denke, habe selbst die That vollführt. Aber man kann hier in Neapel so leicht einen Dolch mieten. Dieser Helfer stieg nun mittels Strickleiter ein und aus — wir haben ja einen Faden am offenen Fenster gefunden. Dieser Helfer wußte natürlich, daß der Diener Beppo in jener Nacht beurlaubt war, jedoch aber doch vorsichtigerweise den Riegel vor. Dieser Helfer hatte natürlich keinen Anlaß, etwas zu unternehmen; er wurde ja gut bezahlt. Und nun wissen Sie, warum wir diesen Kriminalfall nicht weiter aufklären werden, — es könnten höchst ärgerliche Dinge zu Tage kommen!“

So der Kriminalkommiffar; und wie er, dachte bald ganz Neapel. Wenn eine gewisse vornehme Equipage durch die Straßen rollte, zeigte man mit Fingern nach den Insassen: „Der lachende Erbe!“

Nach einigen Tagen suchte mich der junge Marchese Chiarelli auf. „Mein Herr,“ sagte er, „ich leide entsetzlich unter einem unausgesprochenen Verdacht. Man meidet mich, wie die Pest. Ich bitte Sie, klären Sie den Tod meines Onkels auf und verlangen Sie jeden Preis. Ich bin bereit, Hunderttausende für meine ehrlichen Namen zu opfern.“ Diese Bitte spornte mich an, der ich ohnehin schon des Glaubens war, die Sache hänge anders zusammen, als man gemeinhin glaubte. Ich ließ mich von anderem Dienst dispensieren, forschte unablässig und war eines Tages in der Lage, mit einer neuen Beweiskette vor meinem Chef zu treten, der zuerst ungläubig den Kopf schüttelte.

„Sie meinen also?“

„Der Herr Kommiffar erinnern sich, daß wir am Bett eine Nummer der Abendzeitung blutbespritzt fanden.“

„Die der Ermordete kurz vor der That wohl noch gelesen hat?“

„So nahmen wir an — aber ich bestreite es jetzt.“

„Und weshalb?“

„Weil ich festgestellt habe, daß die betreffende Nummer des Blattes durch Versehen oder Faulheit des Austrägers erst zusammen mit der folgenden Morgennummer in den Briefkasten des Palazzo Chiarelli eingesteckt worden ist.“

„In der That?“

„Thatsache! Wie tam nun diese Nummer blutbespritzt an das Bett des Ermordeten? — Offenbar, weil sie jemand dort hinlegte! Und warum sie hinlegte! Um den Moment der Ermordung zu verheimlichen! Es sollte der Eindruck erweckt werden, der Marchese habe die Abendzeitung noch gelesen und sei Nachts ermordet worden. Aber ich behaupte, der Marchese ist schon am Abend vorher ermordet worden, und die Zeitung wurde am nächsten Vormittag dahingelagt.“

„Aber bei hellem Tage kann doch niemand durch's Fenster einsteigen!“

„Gewiß nicht — das Fenster war nur Attrappe, ebenso wie der Riegel. Der Riegel ist mittels Fäden von außen vorgezogen worden, d. h. vom Korridor her. Er sollte dazu dienen, den Einbruch zu verheimlichen, als sei der Thäter Nachts durch das Fenster entwichen.“

„Aber welchen Zweck hätte der Thäter gehabt? Es fehlte ja kein Fenstern!“

„Wer weiß? Der Marchese hatte unmöglich seine großen Fingerringe verzeihen, die er erst jüngst am Monats-Erfest auf der Wank abhob. Wo ist das Geld, frage ich! Wo?“

„Sie meinen also, daß —“

„Ich meine, daß kein anderer der Thäter ist, als Beppo, der Diener. Der hat das Fenster geöffnet, Morgens die Zeitung, die er im Kasten fand und die er schon abends eingetroffen wüßte, an das Bett gelegt, den Riegel vorgezogen — Herr Beppo, der so prächtig sein Alibi beweisen kann. Gewiß! Er war von Abend bis Morgen nicht da; der Mord war aber schon vorher geschehen.“

Der Kommiffar war schwandend geworden und beschloß, mit mir zusammen nach dem Palazzo zu gehen, wo Beppo noch einfach hauste und anscheinend seinen geliebten Herrn betrauerte. Der junge Mann empfing uns mit bestimmter Miene und leitete uns mit dem Wohnzimmer seines seligen Herrn hinauf, die wir noch einmal sehen zu müssen behaupteten.

Hier, im hellen Tageslicht, sagte ich ihm ins Gesicht:

„Du bist der Mörder!“

Und nun geschah, was ich doch nicht vorausgesehen hatte. Mit einem ge-

Moderne Kinder.



„... Wie? Du hast in so kurzer Zeit schon drei Buppen zerbrochen? Was willst du denn?! Heutzutage ge muß man eben intensio leben!“

Der Rubeförder.

Ahmacher: „Sind Sie mit der Weckeruhr zufrieden, die Sie von mir gekauft haben?“

Herr: „Die habe ich längst in tausend Stücke geschlagen.“

Ahmacher: „Kann, warum denn das?“

Herr: „Das Ding hat mich ja immer im besten Schlaf gestört.“

Die Heie.

Vater (Professor, dessen Tochter, die studirt, sich locken mit einem Lehrer der Anstalt verlobt hat): „Mutter, Hanneken, Deine Sprachen?“

Lochter: „Geben ihre Schuldigkeit ab; ich werde jetzt nur noch eine Sprache reden, die Sprache des Herzens.“

Fatal.

„Warum fagen denn die Leute alle „Herr Förster“, wo er doch schon drei Jahr' Oberförster ist?“

„Weil's ihm Niemand glaubt!“

Individualität.

„Was, Dein Sohn hat sein Geschick schon 15 Jahre, und noch nicht ein einzig' Mal hat er Konturs gemacht?“

„Nein!... Er war schon als Kind ein Sonderling!“

Gewissenhaft.

Frau „Mein Mann kauft niemals bei seinem Schneider einen neuen Anzug, bevor er den alten bezahlt hat!.. Da läßt er lieber inzwischen anderswo arbeiten!“

Siderfest.

„Der Angeklagte will uns glauben machen, daß er eine schwache Körperkonstitution besitze!... Nachgewiesen werden hat er aber im vergangenen Winter über zehn Hektar Weizen angebauet!“

Zweierlei Auffassung.

Vater: „Was — jetzt früh 6 Uhr kommst Du aus der Kneipe? Weißt Du nicht, daß vor Mitternacht der gefundene Schlaf ist?“

Bapa — bis Mitternacht ist doch noch lange!“

Unerschrocken.

Gläubiger (auf ein Buch zeigend): „Ja, den „Guten Ton“ haben Sie wohl da liegen! Ich meine, zum guten Ton gehört es aber auch, seine Schulden zu bezahlen!“

Schuldnere: „Davon steht nichts drin!“

Realitäts.

Freund (zu einem Weinbändler): „Wie, Du willst eine Rheinreise machen?... Wird Dir denn da nicht die Galle überlaufen, wenn Du siehst, daß der Wein auch wächst!“

Fatale Söflichkeit.

Vater (der mit einem Besuch und seinen beiden kleinen Töchtern spazieren geht, ist zu den letzteren): „Dah' ihr mir nun aber nicht vor jedem Berichtszollischer, der uns tegeget, einen „Mia macht!“

Nette Familie.

Richter (zu dem jugendlichen Angeklagten): „Sind Deine Eltern hier wirklich im Saale anwesend?“

Angeklagter: „Ne, die werden irgendwo anders abgewartet.“

Vom Kasernenhof.

„Trampel, wasfen Sie, wenn Sie Paradeaufschau machen, ist es gerade, als wenn der Wind ein Stück Würstchenpapier über'n Kasernenhof weht.“